

JOHN O'FARRELL
Der Mann, der seine Frau vergaß



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Jack Vaughn sitzt gerade in der Londoner U-Bahn, als ihm bewusst wird, dass er komplett vergessen hat, wo er hinwill. Oder wo er herkommt. Oder wie er heißt. Auch im Krankenhaus kann ihn niemand von seinem Gedächtnisverluste kurieren. Immerhin spürt ihn dort schließlich sein Kumpel Gary auf und nimmt Jack mit zu sich zu Hause. Durch Gary erfährt Jack, dass er Lehrer ist, zwei Kinder hat und mit einer gewissen Maddy verheiratet ist. Allerdings nicht mehr lange: Das Scheidungsverfahren läuft bereits. Diese Nachricht trifft Jack wie ein Schlag, denn er hat sich gerade Hals über Kopf in seine Frau verliebt. Gut, er hat sie nur kurz gesehen, als er an seinem vormaligen Zuhause vorbeifuhr. Und er hatte keine Ahnung, dass es sich bei dem hinreißenden Geschöpf um seine eigene Frau handelte. Doch Jack ist überzeugt, der Frau seines Lebens begegnet zu sein. Die Sache mit der Scheidung kann nur ein Missverständnis sein – was Maddy ganz anders sieht. Doch Jack beschließt, alles zu tun, um seine Frau zurückzuerobern ...

Autor

Der britische Bestsellerautor John O'Farrell studierte englische Literaturwissenschaft und Theaterwissenschaft an der Exeter University, bevor er nach London ging und sich dort zunächst als Stand-up-Comedian versuchte. Den Durchbruch erlebte er allerdings als Autor für Comedy-Shows und -Programme. Er schrieb u.a. für *Spitting Image*, ist Herausgeber von Großbritanniens populärster Satire-Website »NewsBiscuit« und tritt regelmäßig im Fernsehen und Radio auf. Als Schriftsteller ist er nicht nur mit seinen Romanen, sondern auch mit Sachbüchern und Kolumnen höchst erfolgreich. John O'Farrell lebt mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in London.

John O'Farrell

Der Mann,
der seine Frau
vergaß

Roman

Aus dem Englischen
von Thomas Mohr

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»The Man, Who Forgot His Wife«
bei Doubleday, an imprint of Transworld Publishers,
A Random House Group Company

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Mai 2014
Copyright © der Originalausgabe
2012 by John O'Farrell
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: FinePic®, München
Redaktion: Martina Klüver
AB · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-47914-6
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Lily

1. KAPITEL

Ich weiß noch, wie ich als kleiner Junge jede Woche vor dem Fernseher saß und mir *Mr & Mrs* anschaute. Das taten alle; es gab leider nichts anderes, deshalb mussten wir uns notgedrungen mit dem zufriedengeben, was wir hatten. So ähnlich wie die Eheleute in der Sendung, wenn ich es recht bedenke. *Mr & Mrs* war keineswegs der kulturelle Höhepunkt der Woche; wir rannten nicht am nächsten Morgen in die Schule und regten uns darüber auf, dass Geoff aus Coventry nicht wusste, dass seine Julie am liebsten Spaghetti aß. Trotzdem verfolgten wir treu und brav den Aufmarsch biederer Pärchen, die sich vor einem Millionenpublikum bloßstellen ließen und bereitwillig all die Kleinigkeiten offenbarten, die sie nicht voneinander wussten. Oder, schlimmer, ihre komplette Ahnungslosigkeit.

Um die Quote noch zu steigern, hätte ITV vielleicht ein paar diskrete Nachforschungen über die wirklich spannenden Dinge anstellen sollen, von denen die Ehepartner keinen Schimmer hatten. »Und jetzt zur Preisfrage des heutigen Abends: Geoff, wie, glauben Sie, verbringt Julie den Samstagabend am liebsten: a) vor dem Fernseher? b) im Kino? Oder c) mit ihrem heimlichen Liebhaber Gerald, der sich wenigstens ab und zu nach ihrem Befinden erkundigt?«

Aber die eigentliche Botschaft von *Mr & Mrs* lautete: Eine Ehe erschöpft sich im Großen und Ganzen darin, dass man

einander sehr gut kennt. Und sich mit der Zeit eine gewisse Vertrautheit einstellt. Auf den riesigen, mit rosa Herzen bedruckten Valentinskarten müsste eigentlich »*Ich habe mich total an dich gewöhnt*« stehen oder »*Liebe ist ... genau zu wissen, was du sagen wirst, bevor du den Mund aufmachst*«. Wie zwei Lebenslängliche in einer Gefängniszelle verbringt man so viel Zeit miteinander, dass am Ende praktisch nichts mehr bleibt, was einen noch zu überraschen vermag.

Meine Ehe war anders.

Viele Ehemänner neigen zur Vergesslichkeit. Sie vergessen, dass ihre Frau vormittags eine wichtige Besprechung hat, sie vergessen, die Wäsche aus der Reinigung zu holen, oder sie vergessen den Geburtstag ihrer Frau und suchen am Abend zuvor im Minimarkt der Texaco-Tankstelle um die Ecke verzweifelt nach einem passenden Geschenk. Es treibt ihre Partnerinnen in den Wahnsinn, wie ein Mann derart ichbezogen sein kann, dass er darüber ein bedeutendes Ereignis im Leben seiner besseren Hälfte oder gar seinen Hochzeitstag vergisst.

Ich hingegen war weder zerstreut noch gedankenlos. Sondern vergaß schlicht und einfach, wer meine Frau war. Ihr Name, ihr Gesicht, unsere gemeinsame Geschichte, alles, was sie mir je erzählt hatte, alles, was ich je zu ihr gesagt hatte, war gelöscht, und nichts deutete mehr darauf hin, dass sie überhaupt existierte. Bei *Mr & Mrs* hätte ich wohl eher mäßig abgeschnitten. Ich stellte mir vor, wie die glamouröse Assistentin meine Frau aus der schalldichten Kabine eskortierte und ich schon für meine erwartungsfrohe Frage, mit welcher der Damen ich denn nun verheiratet sei, einen beträchtlichen Punktabzug kassierte. Frauen mögen so etwas anscheinend gar nicht.

Zu meiner Verteidigung sei angemerkt, dass ich nicht nur meine Frau, sondern auch alles andere vergaß. Wenn ich sage: »Ich weiß noch, wie ich mir *Mr & Mrs* anschaute«, ist das eine

für meine Verhältnisse ziemlich gewichtige Aussage. Wendungen wie »ich weiß noch« oder »ich erinnere mich« gehörten nicht immer zu meinem aktiven Wortschatz. Es gab Zeiten, in denen mir der Titel der Sendung zwar eventuell bekannt vorgekommen wäre, ich mich aber nie und nimmer hätte entsinnen können, sie je gesehen zu haben. Auch war meine Amnesie alles andere als parteiisch: Ich wusste ebenso wenig, wer *ich* war. Ich hatte keinerlei Erinnerung an Freunde, Verwandte oder persönliche Erlebnisse. Ich wusste nicht einmal mehr, wie ich hieß. Als es passierte, sah ich allen Ernstes nach, ob mein Jackett vielleicht mit einem Namensschild versehen war. Aber da stand nur »Gap«.

Mein bizarres Erwachen geschah in einem Zug der Londoner U-Bahn, kurz nachdem er den Tunnel verlassen hatte und in gesichtslosen Käffern Station machte, die sich nicht entscheiden konnten, ob sie nun Londoner Außenbezirke oder Vororte des Flughafens Heathrow sein wollten.

Es war ein nieselgrauer Nachmittag im Herbst, wie ich mit einigem Befremden feststellte. Es traf mich weder ein blendender Blitzschlag noch eine Welle der Euphorie; mich beschlich lediglich leise Verwirrung darüber, wo ich mich befand. Summend setzte sich der U-Bahn-Waggon wieder in Bewegung, und mir wurde bewusst, dass ich nicht die leiseste Ahnung hatte, wohin ich wollte. »Hounslow East« stand auf dem Schild vor dem verschmierten Fenster, als der Zug von Neuem hielt, doch es stieg niemand ein oder aus. Vielleicht handelte es sich ja nur um einen vorübergehenden Blackout; vielleicht verspürte dieses gähnende Nichts ja jeder, der nach Hounslow East kam.

Aber dann wurde mir klar, dass ich nicht nur nicht wusste, wohin ich unterwegs war, sondern mich auch nicht entsinnen konnte, woher ich kam. Will ich zur Arbeit? Was bin ich von

Beruf? Ich habe keine Ahnung. Panik kroch mir ins Genick. Mit mir stimmt etwas nicht; ich muss nach Hause, mich ins Bett legen. Nur: Wo ist »zu Hause«? Ich weiß nicht, wo ich wohne. Denk nach! Denk nach – gleich fällt es dir wieder ein!

»Na los ...«, sagte ich laut und wollte mich mit meinem eigenen Namen anreden. Aber ich konnte den Satz beim besten Willen nicht beenden; er war wie eine Leiter, der eine Sprosse fehlte. Ich suchte nach einem Portemonnaie, einem Terminkalender, einem Handy, irgendetwas, das mir die Erinnerung zurückbringen konnte. Meine Taschen waren leer – nichts, nur ein Fahrchein und ein wenig Geld. An meiner Jeans klebte ein Tropfen roter Farbe. »Wie die wohl da hingekommen ist?«, dachte ich. Mein Gehirn hatte einen kompletten Neustart durchgeführt und dabei sämtliche alten Dateien gelöscht.

Zeitungsfetzen lagen auf dem Boden des Waggons verstreut. Ich sah den Riss im Bezug der Sitzbank gegenüber. Mein Verstand verarbeitete in Bruchteilen von Sekunden unglaubliche Datenmengen, verschlang Werbeslogans und Schilder, die die Fahrgäste anhielten, nach verdächtigen Gepäckstücken Ausschau zu halten. Doch als ich auf den Streckenplan starrte, musste ich feststellen, dass sich zwischen diesen neuen Gedankengängen und dem Netzwerk keinerlei Verbindung herstellen ließ. Die Synapsen in meinem Kopf hatten wegen Renovierung geschlossen; die Neuronen steckten auf Grund einer Signalstörung am Bahnhof King's Cross fest.

Vor Angst wäre ich am liebsten davongelaufen, aber so leicht wurde ich dieses Problem nicht wieder los. Verwirrt ging ich in dem leeren Waggon auf und ab und fragte mich, was ich tun sollte. An der nächsten Station aussteigen und jemanden um Hilfe bitten? Oder gar die Notbremse ziehen, in der Hoffnung, dass der jähe Halt meinem Gedächtnis einen Ruck geben würde? »Nur ein klitzekleiner Aussetzer«, sagte ich mir. »Das geht vor-

bei.« Ich setzte mich, kniff die Augen zu und presste die Hände gegen die Schläfen, als könnte ich meinen Verstand so wieder in Gang bringen.

Plötzlich war ich zu meiner Erleichterung nicht mehr allein. Eine attraktive Frau bestieg den Zug und setzte sich mir schräg gegenüber, ohne mich eines Blickes zu würdigen.

»Entschuldigen Sie«, sagte ich hastig. »Aber ich habe das dumpfe Gefühl, ich werde verrückt.« Womöglich stieß ich sogar ein irres Lachen hervor. Die Türen hatten sich noch nicht wieder geschlossen, da war sie auch schon auf und davon.

Dem Streckenplan entnahm ich, dass der Zug am Flughafen in einer Schleife wendete. Wenn ich in die Richtung zurückfuhr, aus der ich gekommen war, erkannte ich vielleicht einen Bahnhof oder ein Gebäude wieder, an dem ich mich orientieren konnte. Außerdem stiegen in Heathrow bestimmt jede Menge Leute zu; da würde sich doch gewiss jemand finden lassen, der mir weiterhelfen konnte? Doch als wir am Terminal 2 in Heathrow hielten, war der Waggon im Handumdrehen brechend voll, und ich hockte eingeklemmt zwischen mit Unmengen von Gepäck beladenen Touristen, die in hundert verschiedenen Sprachen durcheinanderredeten, von denen ich keine einzige verstand. Ich registrierte jeden Knopf an jedem Hemd, hörte hundert verschiedene Stimmen auf einmal – alles war zu laut, die Farben zu grell, die Gerüche zu intensiv. Ich saß zusammen mit Tausenden von Leuten in einem U-Bahn-Zug, der auf der immergleichen Strecke verkehrte, und doch fühlte ich mich so einsam und verloren, wie sich ein Mensch nur fühlen kann.

Eine halbe Stunde später stand ich im Getümmel einer Bahnhofshalle und suchte auf der Anzeigetafel nach einem Rückweg in mein altes Leben. Pfeile wiesen zu den Bahnsteigen, Dutzende von Schildern zeigten allerlei Reiseziele an, während unabläss-

sig Informationen über Bildschirme liefen und verzerrte Lautsprecherdurchsagen meine Trommelfelle traktierten. Vor einem Schalter, der »Auskunft« versprach, stand eine kurze Schlange, aber wer ich war, konnte mir dort vermutlich auch niemand sagen. Todesmutig betrat ich eine öffentliche Toilette, um in den Spiegel zu sehen, und war bestürzt über das Alter des bärtigen Fremden, der mir mit finsterem Blick daraus entgegenstarrte: plus/minus vierzig, mit angegrauten Schläfen und beginnender Glatze. Schwer zu sagen, ob es sich um eine Alters- oder eine Verschleißerscheinung handelte. Ich hatte mich wie selbstverständlich für Anfang zwanzig gehalten und musste nun zu meinem Leidwesen feststellen, dass die güldene Zeit meiner Jugend bereits zwei Jahrzehnte zurücklag. Wie ich später erfuhr, hatte das nichts mit meiner Bewusstseinsstörung zu tun – so fühlt sich jeder Mensch in mittleren Jahren.

»Verzeihung – können Sie mir vielleicht helfen? Ich kenne mich nicht aus ...«, sagte ich zu einem jungen Mann im eleganten Anzug.

»Wo wollen Sie denn hin?«

»Ich weiß es nicht, ich hab's vergessen.«

»Ah ja, das kenne ich. Da müssen Sie die Northern Line nehmen und in der Fuck-You-Street umsteigen.«

Andere Passanten ignorierten meine Bitten: Entweder senkten sie den Blick, oder sie hatten Stöpsel in den Ohren und waren taub gegen mein Flehen.

»Entschuldigen Sie – ich weiß nicht, wer ich bin«, sagte ich zu einem sympathisch aussehenden Pfarrer, der einen Rollkoffer hinter sich herzog.

»Tja... wer von uns weiß schon, wer er wirklich ist?«

»Nein, so war das nicht gemeint. Ich weiß wirklich nicht, wer ich bin. Ich habe alles vergessen.«

Seiner Körpersprache nach zu urteilen wollte er so schnell wie möglich weiter. »Tja, auch wenn wir bisweilen am Sinn des Lebens zweifeln mögen, sind wir doch jeder etwas ganz Besonderes ... und jetzt hätte *ich* doch fast vergessen, dass ich mich beileilen muss, wenn ich meinen Zug noch erwischen will.«

Nach der Begegnung mit dem Pfaffen fragte ich mich allen Ernstes, ob ich womöglich gestorben und auf dem Weg ins Paradies war. Andererseits musste Gott schon einen ziemlich schrägen Humor haben, wenn er uns zur Stoßzeit mit der Londoner U-Bahn gen Himmel fahren ließ. »Die Garten Eden GmbH bittet um Entschuldigung für die Verzögerung auf der Fahrt ins Jenseits. Fahrgäste in Richtung Hölle werden gebeten, in Boston Manor auszusteigen; es besteht Schienenersatzverkehr.« Trotzdem kam ich mir vor, als wäre ich gestorben. In einem traumähnlichen Schwebezustand gefangen, kannte ich niemanden, den es interessierte, ob ich lebte oder tot war. Ich hatte keine Leumundszeugen, die für meine Existenz bürgen konnten. Ich glaube, in diesem Augenblick wurde mir klar, dass dies eines der elementarsten Urbedürfnisse des Menschen ist – die schlichte Gewissheit, am Leben zu sein und von anderen wahrgenommen zu werden. »Ich existiere!«, schreien uns die Höhlenbilder aus der Steinzeit ins Gesicht. »Ich existiere!«, rufen die Graffiti-Schmierereien an den U-Bahn-Wänden. Das ist der einzige Sinn und Zweck des Internets – es gibt jedermann Gelegenheit, der Welt dort draußen mitzuteilen, dass es ihn gibt. StayFriends: »Hier bin ich! Hier drüben! Ja, ihr hattet mich vergessen, aber jetzt wisst ihr wieder, wer ich bin!« Facebook: »Das bin ich! Seht her, ich habe Fotos, Freunde, Interessen. Niemand kann behaupten, ich wäre nie geboren worden – hier ist der Beweis.« Der zentrale Grundsatz der abendländischen Philosophie des einundzwanzigsten Jahrhunderts lautet: »Ich twitterte, also bin ich.«

Es war schlimmer als Einzelhaft. Obwohl Tausende von Mei-

len fern der Heimat, hatten selbst die Touristen ringsum ihre Freunde und Verwandten bei sich, fein säuberlich in ihrem Gedächtnis verstaubt. Mein geistiges Vakuum zeitigte körperliche Symptome; ich zitterte und bekam kaum Luft. Am liebsten wäre ich in die U-Bahn-Station zurückgegangen und hätte mich vor den nächsten Zug geworfen. Stattdessen beobachtete ich, wie eine Pendlerin ihren leeren Kaffeebecher im Vorbeigehen in den Karren eines Müllmanns werfen wollte und einfach weitereilte, als sie ihr Ziel verfehlte und der Becher zu Boden fiel. Ich bückte mich, hob ihn auf und legte ihn zu dem anderen Abfall, den der alte Asiate in dem schlechtsitzenden orangefarbenen Overall zusammenklaubte.

»Danke«, sagte er.

»Ähm, entschuldigen Sie, ich glaube, ich hatte eine Art Schlaganfall ...«, sagte ich und versuchte, ihm meine Notlage auseinanderzusetzen. Als ich mich so reden hörte, fand ich meine Geschichte plötzlich derart unglaubwürdig, dass ich dem Mann für seine aufrichtige Anteilnahme auf Knien hätte danken können.

»Sie müssen ins Krankenhaus! Das King Edward's ist eine Meile die Straße runter«, sagte er und zeigte in die entsprechende Richtung. »Ich würde Sie ja hinbringen, aber... dann wäre ich meinen Job los.«

Sein Mitgefühl rührte mich fast zu Tränen. »Natürlich – ich brauche einen Arzt«, dachte ich. »Warum bin ich darauf nicht von selbst gekommen?«

Überschwenglich bedankte ich mich bei meinem besten Freund auf der ganzen Welt. An einer Bushaltestelle fand ich einen Stadtplan und darauf auch das Krankenhaus: alles geradeaus und bei dem riesigen Kaugummiklumpen links ab. Jetzt hatte ich ein Ziel; in mir glomm ein erstes Fünkchen Hoffnung. Und so schlenderte ich die belebte Hauptstraße entlang wie ein stauender Zeitreisender oder Außerirdischer und versuchte,

alles in mich aufzunehmen: Manches kam mir vage vertraut vor, anderes fand ich vollkommen bizarr. Mein Herz machte einen Satz, als ich an einem Laternenpfahl einen Zettel mit der Überschrift »VERMISST« entdeckte. Doch darunter prangte nur das fotokopierte Bild einer verfetteten Katze. Dann verwandelte sich der turmhohe Betonblock vor mir in das Krankenhaus, und wie von selbst beschleunigten sich meine Schritte, als wäre ich schon so gut wie geheilt.

»Verzeihung – ich brauche dringend einen Arzt«, sprudelte es in der Notaufnahme aus mir heraus. »Ich glaube, ich hatte eine Art Hirnfrost oder so. Ich habe vergessen, wer ich bin, und weiß auch sonst nichts über mich. Als wäre mein komplettes Gedächtnis gelöscht.«

»Gut. Würden Sie mir bitte Ihren Namen nennen?«

Im ersten Moment wollte ich die Frage tatsächlich beantworten, ebenso automatisch, wie sie gestellt worden war.

»Aber genau das ist doch das Problem – ich weiß nicht mehr, wie ich heiße! Als wären sämtliche Informationen über meine Person mit einem Schlag...«

»Verstehe. Dann nennen Sie mir doch bitte Ihre Anschrift.«

»Ähm... tut mir leid... ich habe mich offenbar nicht klar genug ausgedrückt. Ich leide an vollständigem Gedächtnisverlust – ich weiß rein gar nichts über mich.«

Der Krankenschwester gelang es mühelos, zugleich beleidigt und gelangweilt dreinzuschauen.

»Gut. Wer ist Ihr Hausarzt?«

»Herrgott noch mal, *ich weiß es nicht*. Ich saß in der U-Bahn. Da wurde mir plötzlich klar, dass ich weder wusste, weshalb ich in der U-Bahn saß, noch wohin ich wollte. Und jetzt weiß ich nicht mehr, wo ich wohne, wo ich arbeite oder wie ich heiße, geschweige denn ob mir so etwas schon einmal passiert ist.«

Sie hob den Blick und sah mich an, als wäre ich ein Querulant und Störenfried. »Krankenversicherungsnummer?« Ihr genervter Tonfall verriet, dass alle Liebesmüh vergebens war. Das Telefon klingelte, und sie ließ mich stehen und widmete sich einem pflegeleichteren Patienten. Ich starrte auf ein Poster, das mich daran erinnerte, meine Hoden untersuchen zu lassen. Dies war wohl kaum der rechte Zeitpunkt.

»Es tut mir leid, aber ohne diese Angaben dürfen wir Sie nicht aufnehmen«, wandte sie sich wieder an mich. »Nehmen Sie regelmäßig verschreibungspflichtige Medikamente?«

»Ich weiß es nicht!«

»Haben Sie irgendwelche Allergien, oder leben Sie nach einer bestimmten Diät?«

»Keine Ahnung.«

»Und würden Sie mir bitte den Namen Ihrer Frau und Ihrer Familienangehörigen nennen und mir sagen, wie wir sie gegebenenfalls erreichen können?«

Da bemerkte ich ihn zum ersten Mal. Den schemenhaften weißen Schatten an meinem vierten Finger, an dem ein Ehering gesteckt hatte. Sämtliche Fingernägel waren abgekaut und an den Rändern rot und wund.

»Natürlich, Familie! Ich bin bestimmt verheiratet!«, stieß ich aufgeregt hervor. Vielleicht hatte man mir den Ring gestohlen, zusammen mit Portemonnaie und Handy. Ja, genau so musste es gewesen sein! Ich war ausgeraubt worden, hatte eine Gehirnerschütterung erlitten, und nun suchte meine liebe Frau verzweifelt nach mir. Der Schatten des Eherings erfüllte mich mit Hoffnung. »Vielleicht telefoniert meine Frau ja schon sämtliche Krankenhäuser durch, um mich zu finden«, sagte ich.

Eine Woche später lag ich immer noch im Krankenhaus und wartete auf ihren Anruf.

2. KAPITEL

Meine Fingernägel waren nachgewachsen, und ich kaute sie auch nicht mehr blutig. Ich trug ein Armband mit der Aufschrift »Unbekannte Person männlichen Geschlechts« ums Handgelenk, auch wenn die Pfleger mir den Spitznamen »Jason« verpasst hatten, nach dem fiktiven Amnesiekranken aus *Die Bourne-Identität*. Leider stellte sich heraus, dass es nicht halb so spannend und aufregend ist, rein gar nichts über sich zu wissen, wie man es aus Hollywood-Blockbustern kennt. Ich war vom stationären Notfallpatienten zum faulenzenden Untermieter mutiert. Nach einer Weile fühlte ich mich im King Edward's Hospital in Westlondon so sehr zu Hause, dass ich es nur noch »Teddy's« nannte; auf den Spendenpostern war ein knuddeliger Teddybär abgebildet, den man vermutlich bereits zum Klinikmaskottchen erkoren hatte, bevor der Teddy-Boy der Fünfzigerjahre beziehungsweise das gleichnamige Damendessous zu internationalem Ruhm gelangt war.

Im Grunde war ich kerngesund. Am ersten Tag war ich auf einen möglichen Schlag auf den Kopf hin untersucht worden, doch es gab keine logische Erklärung dafür, weshalb mein Gehirn am Dienstag, den 22. Oktober, kurzerhand beschlossen hatte, auf die Werkseinstellungen zurückzusetzen. Jeden Morgen war ich in der Hoffnung wach geworden, endlich wieder der Alte zu sein. Aber die kurzzeitige Verwirrung, in die man

zwangsläufig gerät, wenn man in einem fremden Bett erwacht, hielt nun schon eine ganze Woche an. Vergeblich versuchte ich, mein verschüttgegangenes Vorleben wieder auszugraben. Es war ein Phantomgefühl, wie wenn man sich einbildet, dass das Handy in der Jackentasche vibriert, obwohl niemand angerufen hat.

Ich war von einem regelrechten Heer von Ärzten, Neurologen und Medizinstudenten untersucht worden, denen man mich vorgeführt hatte wie eine Jahrmarktskuriosität. In ihrer Diagnose waren sie sich einig. Keiner von ihnen hatte auch nur die geringste Ahnung, was mir widerfahren war. Ein Student fragte mich in vorwurfsvollem Ton: »Wenn Sie tatsächlich alles vergessen haben, warum können Sie dann noch sprechen?«

Einer der Neurologen schoss sich auf meine Behauptung ein, dass ich durchaus nicht vergessen hätte, was auf der Welt so vor sich gehe. »Dann erinnern Sie sich also zum Beispiel an die Veröffentlichung von *Der Computer unter unserer Schädeldecke* von Dr. Kevin Hoddy?«

»Äh, Kevin, ich glaube, daran dürfte sich kaum jemand erinnern...«, fuhr einer der anderen Ärzte dazwischen.

»Gut, und wie steht es mit der Serie *Die Hirnforscher* auf BBC Four, comodert von Dr. Kevin Hoddy?«

»Nein... daran kann ich mich leider nicht entsinnen.«

»Hmm, faszinierend...«, meinte Dr. Hoddy. »Außerordentlich faszinierend.«

Was meine Depression noch verstärkte, war die unschöne Erkenntnis, dass mein allerbestester Freund auf der ganzen Welt mein Bett Nachbar, die Nervensäge Bernard war. Jedenfalls leistete mir Bernard in diesen ersten sieben Tagen unschätzbare Dienste. Innerlich war ich geradezu starr vor Angst, wusste ich doch weder, wer ich war, noch warum ich mein Gedächtnis verloren hatte

oder ob ich es jemals wiederfinden würde. Dummerweise hatte ich nie allzu viel Zeit, darüber nachzudenken, da der Mann im Nachbarbett mir zu meinem großen Verdruss pausenlos gratulierte, nur weil ich mich daran erinnern konnte, was es zum Frühstück gegeben hatte.

»Nein, das gehört nicht zu den Symptomen meiner Krankheit, Bernard. Weißt du das etwa nicht mehr? Du warst doch dabei, als der Arzt alles erklärt hat.«

»Tut mir leid, habe ich vergessen. Das muss irgendwie ansteckend sein.«

Bernard meinte es nur gut; er war kein unangenehmer Mensch – im Gegenteil, er war eine regelrechte Frohnatur. Trotzdem fand ich es etwas ermüdend, rund um die Uhr mit jemandem zusammen sein zu müssen, der offenbar der Ansicht war, dass meine Bewusstseinsstörung sich ohne Weiteres beheben ließe, solange ich den ganzen »Scheibenkleister« nur mit dem gebührenden Humor betrachtete.

»Glaub mir, es gibt eine ganze Reihe von Peinlichkeiten, die ich mit Freuden aus meinem Gedächtnis tilgen würde, das kann ich dir sagen.« Er kicherte. »Silvester 1999 – weißt du, was ich meine?«, und er kippte sich ein imaginäres Glas hinter die Binde und verdrehte die Augen. »O ja, das würde ich liebend gern vergessen. Und eine gewisse Dame aus dem Swindoner Salsatanzclub ... bitte, Herr Vorsitzender, streichen Sie diese Episode aus dem Protokoll.«

Eine Ärztin war an meinem Fall besonders interessiert. Dr. Anne Lewington war eine leicht verrückt wirkende Konsiliarneurologin Mitte fünfzig, die eigentlich nur zwei Tage pro Woche in der Klinik Dienst tat, von meiner Krankheit jedoch so fasziniert war, dass sie mich jeden Tag besuchte. Unter ihrer Leitung wurde ich verkabelt, einer Computertomografie und audiovisuellen Reaktionstests unterzogen; doch in allen Fällen war

meine Hirnaktivität anscheinend »völlig normal«. Leider hatte mein Gehirn keinen Knopf, mit dem man es einfach aus- und wieder einschalten konnte.

Es dauerte eine Weile, bis ich spitzkriegte, dass Dr. Lewingtons Begeisterung über meine Resultate rein gar nichts mit der Frage zu tun hatte, ob ich Fortschritte machte oder wir des Rätsels Lösung näher kamen.

»Ooooh, das ist aber interessant!«

»Was? Was?«, fragte ich hoffnungsvoll.

»Beide Hippocampi sind normal, ebenso das Volumen des entorhinalen Cortex und des Temporallappens.«

»Und – erklärt das irgendetwas?«

»Nicht im Geringsten. Das ist ja das Interessante daran! Weder der mittlere Temporallappen noch die Adhaesio interthalamica weist eine bilaterale Schädigung auf. Wie es scheint, sind Ihre extrapersonalen Erinnerungen unabhängig vom mittleren Temporallappen im Neocortex konsolidiert.«

»Ist das gut oder schlecht?«

»Nun ja, dem liegt weder eine schlüssige Logik noch ein erkennbares System zugrunde. Aber so sind Computertomografien nun mal – sie geben uns immer neue Rätsel auf!«, sagte sie und klatschte vor Freude in die Hände. »Das macht das Ganze so wahnsinnig aufregend!«

Ich spürte, wie mein Körper wieder in sich zusammensackte.

»Und was die Speicherung und Verarbeitung von Erinnerungen angeht – das ist eine der großen ungelösten Fragen der Neurologie. Ein unglaublich spannendes Forschungsgebiet!«

»Hmm, prima...« Ich nickte ratlos. Es war, als würde man am offenen Herzen operiert und hört plötzlich jemanden sagen: »Wow – was ist denn das für ein riesiger Muskel, der da ganz von allein vor sich hin pumpert?«

Es dauerte eine Weile, bis Dr. Lewington zu einem Schluss gelangte und sich an mein Bett setzte, um mir zu erklären, was ihrer Meinung nach geschehen war. Sie sprach so leise, dass Bernard auf der anderen Seite des Vorhangs das Radio ausschalten musste.

»Ähnlichen Fällen in den USA und anderswo nach zu urteilen haben Sie anscheinend eine ›dissoziative‹ oder auch ›psychogene Fugue‹ erlebt; wörtlich übersetzt, eine ›Flucht‹ aus Ihrem bisherigen Leben, ausgelöst vermutlich durch extremen Stress oder ein unbewältigtes Trauma.«

»Eine Fugue?«

»Ja, wie sie jährlich auf der ganzen Welt nur etwa einer Handvoll Personen widerfährt, und keine zwei Fälle verlaufen identisch. Persönlicher Gegenstände wie Portemonnaie oder Handy haben Sie sich vermutlich vorsätzlich entledigt, als der Gedächtnisverlust eintrat; dass Sie sich nicht entsinnen können, sämtliche Hinweise auf Ihr früheres Leben ausgelöscht zu haben, ist ganz normal. Alles vergessen haben Sie keineswegs, sonst wären Sie wie ein Neugeborenes, und handelte es sich um ›retrograde Amnesie‹, würde der Patient zum Beispiel wissen, wer Prinzessin Diana war, nicht aber, dass sie ums Leben gekommen ist.«

»Paris 1998«, sagte ich, nur um ein wenig anzugeben.

»1997!«, drang Bernards Stimme durch den Vorhang.

»Dass Sie auf diese *extrapersonalen* Erinnerungen zugreifen können, legt den Schluss nahe, dass Sie gute Aussichten haben, auch Ihre *persönlichen* Erinnerungen wiederzuerlangen und in Ihr altes Leben zurückzukehren.«

»Aber wann genau?«

»Am 31. August«, sagte Bernard. »Sie wurde gegen vier Uhr morgens für tot erklärt.«

Dr. Lewington wollte mir keine falschen Hoffnungen machen und mochte demzufolge auch nicht dafür garantieren, dass ich je

wieder ganz gesund werden würde. Und so ließ sie mich mit diesem furchterregenden Gedanken allein, und ich starrte auf den grünen Vorhang rings um mein Bett und fragte mich, ob es mir eines Tages gelingen würde, in mein altes Leben zurückzufinden.

»Vielleicht bist du ein Serienkiller«, gab Bernard kühl zu bedenken.

»Entschuldige, Bernard, redest du mit mir?«

»Nun ja, sie hat gesagt, der Gedächtnisverlust ist unter Umständen darauf zurückzuführen, dass du deine Vergangenheit auslöschen wolltest. Vielleicht konntest du es einfach nicht mehr ertragen, diverse obdachlose Penner ermordet zu haben, deren zerstückelte Leichen du in einer Kühltruhe im Keller aufbewahrst.«

»Eine reizende Vorstellung. Vielen Dank.«

»Möglich wär's. Oder vielleicht bist du ein Terrorist.«

»Das wollen wir doch nicht hoffen.«

»Oder ein Drogendealer. Auf der Flucht vor den chinesischen Triaden!«

Ich zog es vor zu schweigen, in der Hoffnung, seine Fantasie wäre irgendwann erschöpft.

»Zuhälter... Pyromane...«

Irgendwo hatte ich einen Kopfhörer. Ich suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, die Ohren vor der Liste verabscheuungswürdiger Verbrechen zu verschließen, die möglicherweise zu meinem Zusammenbruch geführt hatten.

»Päderast... Vivisektor... Banker...«

Obwohl ich Bernards Spekulationen als lächerlich abtat, wurde mir doch etwas mulmig zumute, als man mir noch am selben Nachmittag mitteilte, dass im Dienstzimmer der Stationsschwester zwei Polizisten auf mich warteten. Zu meiner Erleichterung hatten sie jedoch nicht die Absicht, mich wegen Kriegsverbrechen gegen das bosnische Volk zu verhaften, wie Bernard vermu-

tet hatte. Stattdessen hatten sie einen dicken Vermisstenordner bei sich, den sie nun Seite für Seite durchgingen, wobei sie erst das jeweilige Foto und dann mich eingehend betrachteten.

»Also, das bin ja wohl nicht ich«, warf ich ungeduldig ein, weil ich dringend wissen wollte, ob ich vielleicht weiter hinten auftauchte.

»Wir müssen jede Akte sorgfältig prüfen, Sir.«

»Ja, aber ich bin weder fett. Noch schwarz. Noch eine Frau.«

Sie musterten mich argwöhnisch, um sich zu vergewissern, dass ich nicht doch eine Schwarzafrikanerin war, die sich äußerst geschickt zu tarnen wusste, bevor sie widerwillig weiterblättern.

»Hmmm, was meinen Sie?«, fragte der Beamte. Sein Blick wanderte zwischen mir und dem Bild eines runzligen alten Rentners hin und her.

»Aber der ist doch mindestens achtzig«, wandte ich ein.

»Viele dieser Leute sehen älter aus, als sie tatsächlich sind, Sir – sie standen womöglich unter Drogeneinfluss oder waren obdachlos. Wie lange tragen Sie diesen Bart schon?«

»Äh, also ... soweit ich mich erinnern kann ...«

»Grob geschätzt. Einen Monat, ein Jahr, zehn Jahre?«

»Ich weiß es nicht! Wie die Schwester schon sagte, leide ich an Amnesie, sprich ich habe keinerlei Erinnerung an alles, was bis letzten Dienstag geschehen ist.«

Sie sahen sich an, schüttelten verständnislos den Kopf und suchten dann weiter nach Ähnlichkeiten zwischen mir und den Fotos eines halbwüchsigen Mädchens, eines Sikhs und eines Jack-Russell-Terriers, bei dem es sich jedoch, wie sie zähneknirschend zugeben mussten, um einen Irrläufer handelte.

Die Tatsache, dass mich niemand als vermisst gemeldet hatte, sprach für sich. Es gab weder Suchmeldungen in den Nachrich-

ten noch tränenreiche Appelle der liebenden Familie noch ganzseitige Zeitungsinserate mit einem Foto des schmerzlich vermissten Gatten, Vaters oder Kollegen. War ich vor meiner Fugue tatsächlich so einsam gewesen? War das die traumatische Situation, die meine Psyche dazu veranlasst hatte, reinen Tisch zu machen, damit ich noch einmal bei null anfangen konnte?

Wie auch immer meine Vergangenheit ausgesehen hatte, ich wollte nur noch gerettet werden von dieser unbewohnten Insel inmitten einer Acht-Millionen-Stadt. Ich wollte am Strand ein riesiges Feuer entzünden, eine Flaschenpost verschicken, für vorbeifliegende Flugzeuge in Riesenlettern »HILFE« in den Sand meißeln.

»Könnten wir nicht eine Zeitungsanzeige aufgeben?«, schlug ich der Stationsschwester immer wieder vor. »Zum Beispiel ein Foto von mir mit der Frage ›Kennen Sie diesen Mann?‹.« Obwohl es ihr an Zeit und dem nötigen Verständnis mangelte, willigte sie schließlich ein, dass die Idee vielleicht gar nicht so schlecht sei, und ich saß in ihrem winzigen Dienstzimmer, während sie nervös in der Lokalredaktion des *London Evening Standard* anrief. Sie schilderte meine Situation, aber ich hörte nur ihre Hälfte des Gespräches, da sie die Sprechmuschel zuhielt und die Fragen des Journalisten an mich weitergab.

»Er will wissen, ob Sie vielleicht Klaviervirtuose sind.«

»Also – keine Ahnung... nicht dass ich wüsste. Vielleicht lassen Sie mich mal mit ihm sprechen?«

»Er weiß es nicht.« Wieder Schweigen. »Sind Sie vielleicht ein Sprach- oder Mathematikgenie?«

»Das glaube ich kaum. Jedenfalls bin ich an den schwierigen Rätseln in Bernards Sudoku-Buch kläglich gescheitert... Soll ich mal mit ihm sprechen?«

»Äh, er kann nur leichte Sudoku-Rätsel lösen. Reicht das?«

Anscheinend hatte die Redaktion nicht genügend Personal, um jemanden vorbeizuschicken, erklärte sich jedoch bereit, die Story zu bringen, wenn wir ihr ein aktuelles Foto mit den erforderlichen Angaben zukommen ließen. Am nächsten Tag stieß ich im Mittelteil des Blattes auf einen doppelseitigen Artikel mit der Überschrift »Wer ist der geheimnisvolle Unbekannte?«. Darunter prangte das Foto eines adretten jungen Mannes, mit dem Pippa Middleton bei einem Wohltätigkeits-Polomatch erschienen war. Ich blätterte die Zeitung zwei Mal von vorn bis hinten durch, doch über mich stand nichts darin. Wie sich herausstellte, hatten sie meine Geschichte eigentlich bringen wollen, aber dann war ihnen die Exklusivmeldung über den mysteriösen Begleiter von Prinz Williams Schwägerin dazwischengeraten, und der Chefredakteur hatte beschlossen, dass sie in ein und derselben Ausgabe unmöglich zwei Geschichten über »geheimnisvolle Unbekannte« abdrucken konnten. Der Journalist, der unseren Anruf entgegengenommen hatte, war inzwischen in Urlaub, und so war die potenzielle Story an eine andere Reporterin gegangen. »Sagen Sie«, fragte sie mich, »Sie sind nicht zufällig Klaviervirtuose?«

Wenn ich nachts nicht schlafen konnte, schlich ich mich des Öfteren in den dunklen, leeren Aufenthaltsraum, von wo aus man einen herrlichen Blick auf die hypnotische Londoner Skyline hatte. Als ich in der vierten Nacht dort stand und auf die Millionen winziger Lichter der Stadt hinabsah, traf mich schlagartig die Erkenntnis, dass dies jetzt mein Leben war und es sich bei diesem Syndrom nicht nur um einen vorübergehenden Blackout handelte. Dann schickten sie einen Pfleger, um nachzusehen, woher das laute Wummern in der zehnten Etage kam. Er ertappte mich dabei, wie ich immer wieder mit dem Kopf gegen das Fenster schlug. »He, lassen Sie das!«, rief er. »Sie machen noch die Scheibe kaputt!«

Manchmal setzte ich mich eine Weile ins Fernsehzimmer, um mir die Zeit zu vertreiben. Bei einem dieser Abstecher stellte ich fest, dass man *Mr & Mrs* wieder ins Programm genommen hatte, diesmal mit Promis und ihren attraktiven LebensabschnittsgefährtenInnen. Die Sendung wurde für mich zu einer Art Obsession. Mir ging das Herz auf, wenn ich sah, wie viel die Paare voneinander wussten, und ich lachte über jeden ehelichen Fauxpas und schwelgte förmlich in der zwanglosen Vertrautheit dieser Leute.

»Ah, hab ich dich gefunden!«, rief Bernard mit seinem unverkennbaren nasalen Fistelstimmchen, als die zweite Hälfte der Sendung begann. »Sieh mal, ich habe dir aus dem Kiosk in der Lobby ein paar Bücher mitgebracht: *Wie Sie Ihr Gedächtnis in nur 15 Minuten täglich auf Trab bringen*. Darauf hätten wir eigentlich auch früher kommen können!«

»Das ist sehr nett von dir, Bernard, aber darin geht es vermutlich eher um allgemeine Vergesslichkeit als um Amnesie.«

»Ist das nicht letztlich alles mehr oder weniger dasselbe?«

»Äh, nein.«

»Glaub mir, ich weiß, was du durchmachst. Ich vergesse ständig, wo ich meinen Schlüssel hingelegt habe.«

»Das ist nicht mein Problem. Ich weiß genau, was ich getan habe, seit ich hier bin. Aber ich weiß rein gar nichts mehr über mein Leben davor.«

»Ja, ja, verstehe. Dann ist eine Viertelstunde täglich vielleicht doch zu wenig«, befand er und schlug das Buch irgendwo auf. »Wenn Sie jemandem vorgestellt werden, versuchen Sie, seinen Namen laut auszusprechen, um ihn sich einzuprägen. Statt ›Hallo!‹ sagen Sie also beispielsweise ›Hallo, Simon!‹. Das ist für den Anfang doch schon mal nicht schlecht.«

»Ja, aber ich glaube kaum, dass mir das die ersten vierzig Jahre meines Lebens zurückbringt ...«

»Mit der Schere geht es mir genau so. Ich vergesse jedes Mal, wo ich sie gelassen habe. Manchmal habe ich das Gefühl, sie versteckt sich regelrecht vor mir. Oooh, das ist gut: *Wenn Sie sich keine Telefonnummern merken können, behelfen Sie sich mit einer Eselsbrücke. Lautet die Nummer eines Freundes beispielsweise 2012 1066, denken Sie einfach an die Olympischen Spiele in London und die Schlacht von Hastings.*«

»Na prima. Sollte mir diese Nummer jemals unterkommen, werde ich sie mir mit diesem Trick merken.«

»Siehst du«, sagte Bernard sichtlich zufrieden, weil er mir eine so große Hilfe gewesen war. »Und es ist nur ein Viertelstündchen täglich. Oooh, *All-Star Mr & Mrs!* Bei der Sendung würde ich auch gern mal mitmachen. Gesetzt den Fall, ich wäre berühmt... und hätte eine Frau.«

Als meine Lieblingssendung zu Ende war und ich verkündete, ich wolle jetzt ins Bett, sprang Bernard auf, um mir »Gesellschaft zu leisten«, und zeigte mir mit triumphierender Miene das andere Buch, das er im Erdgeschoss erstanden hatte. Er hatte beschlossen, mir sämtliche männlichen Vornamen aus einem erschreckend umfangreichen Band mit dem Titel *Wie soll unser Baby heißen?* vorzulesen, in der Hoffnung, dass ich auf diese Weise vielleicht einen Hinweis auf meine frühere Identität erhielt. Am liebsten hätte ich vor Verzweiflung laut geschrien, andererseits wusste ich, dass Bernard mir, auf seine fast schon rührend hilflose Art, nur helfen wollte.

Im Laufe dieses langen Nachmittags wurde mir klar, weshalb *Wie soll unser Baby heißen?* als Hörbuch kein durchschlagender Erfolg beschieden war. Es kamen zwar jede Menge Figuren darin vor, aber sie blieben sämtlich gesichtslos und blass. »Aaron« beispielsweise hatte gleich zu Anfang einen Kurzauf-

tritt und tauchte dann nie wieder auf. Gleiches galt für »Abdullah«, der ebenfalls keinerlei Anhaltspunkte dafür bot, weshalb mir meine Eltern einen solchen Namen hätten geben sollen.

»Ich an deiner Stelle würde mich lieber nicht hinlegen«, sagte Bernard. »Du bist doch hoffentlich noch bei der Sache?«

»Absolut. Aber wenn ich die Augen zumache, kann ich mich besser konzentrieren ...«

Ich erwachte zu den nachgerade poetischen Klängen des zärtlich vor sich hin alliterierenden Quartetts »Francis? Frank? Frankie? Franklin?«. Obwohl Bernard bereits seit mehreren Stunden zugange war, deklamierte er jeden Namen voller Inbrunst und Optimismus. Ich hatte soeben denselben Traum gehabt, den ich schon ein paarmal geträumt hatte: ein Schnappschuss von mir und einer Frau, wie wir zusammen lachten. Ich konnte mich zwar weder an ihr Gesicht noch an ihren Namen erinnern, aber sie schien mich ebenso zu lieben wie ich sie. Es war ein Gefühl ungetrübten Glücks, der einzige Farbtupfer in einer schwarz-weißen Welt, und als ich wach wurde und von Neuem in den finsternen Abgrund meines jetzigen Lebens starrte, war ich buchstäblich am Boden zerstört. Wäre Bernards Buch nicht so fesselnd gewesen, hätte ich mich kopfüber in tiefe Depressionen gestürzt.

»Gabriel? Gael? Galvin? Ganesh?«

»Hmm«, sagte ich. »Nach ›Ganesh‹ sehe ich eigentlich nicht aus. Jedenfalls habe ich weder vier Arme noch den Kopf eines Elefanten.« Vielleicht sollte ich ihn bitten, eine Pause zu machen, unter dem Vorwand, dass meine Konzentration nach mehreren Stunden allmählich etwas nachließ.

»Gareth? Garfield? Garrison?« Aus dem Schwesternzimmer drang ein seltsames elektronisches Summen herüber. »Garth? Gavin? Gary?«

Da geschah etwas Außergewöhnliches. Als Bernard den Namen »Gary« aussprach, hörte ich mich plötzlich murmeln: »07700 ...«

»Was war denn das?«, fragte Bernard.

»Keine Ahnung«, sagte ich und setzte mich auf. »Es ist einfach so aus mir herausgesprudelt, als du ›Gary‹ gesagt hast.«

»Bist du das? Bist du *Gary*?«

»Ich glaube nicht. Sag es noch mal.«

»Gary!«

»07700 ...« Und das war noch nicht alles. »900 ... 913.«

Es war wie eine unwillkürliche Zuckung, ohne Kontext oder Bedeutung – aber diese Ziffern schienen untrennbar mit dem Namen Gary verbunden.

»Das ist eine Telefonnummer!«, rief Bernard aufgeregt und notierte sie.

»Ja, aber von wem?«

Bernard starrte mich an, als hätte ich nicht nur das Gedächtnis, sondern auch den Verstand verloren. »Vermutlich von einem gewissen Gary, aber wer könnte das sein?«

Wir waren auf ein DNA-Fragment aus meinem früheren Leben gestoßen. Bernard hatte mir erfolgreich den Weg in mein Hinterland gewiesen. Ich war skeptisch und unwillig gewesen, und er hatte mich eines Besseren belehrt. Fast hätte ich ihm zu seiner Hartnäckigkeit und seiner Tatkraft gratuliert, wäre mir nicht just in diesem Moment aufgefallen, dass ihn ebendiese Qualitäten zu seinem Handy hatten greifen und die Nummer wählen lassen.

»Was machst du denn da?«, kreischte ich.

»Gary anrufen. ›913‹ war doch richtig, oder?«

»Nein, nicht! Ich bin noch nicht so weit! Wir sollten erst mit der Ärztin sprechen! Außerdem sind Handys hier drin verbo...«

»Es klingelt!« Er warf mir das Telefon zu.

Zögernd hielt ich es mir ans Ohr. »Es geht keiner dran. Wahrscheinlich irgendeine Fantasienummer. Dass ich mir das überhaupt anhöre...« Da ertönte ein fernes elektronisches Knacken. Und dann, nach einer geschlagenen Woche, drang aus den Trümmerbergen der erste schwache Laut an die ungläubigen Ohren der Rettungsmannschaften.

»Hallo?«, sagte eine Männerstimme. Das Signal war schwach und verzerrt.

»Ähm... hallo? Spreche ich zufällig mit... äh... Gary?«, stammelte ich.

»Ja. Vaughan! Bist du das? Verdammt noch mal, wo steckst du? Du warst wie vom Erdboden verschluckt!«

In panischem Schrecken drückte ich ihn weg und gab Bernard das Telefon zurück.

»Hast du seine Stimme erkannt?«

»Äh, nein. Nein, ich... das war wahrscheinlich nur irgend so ein Typ«, stammelte ich. Aber der Unbekannte rief sofort zurück. Und bald unterhielten Bernard und er sich ziemlich ange-regt über mich.

»Das war einmal«, sagte Bernard. »Jetzt bin *ich* sein bester Freund...«

3. KAPITEL

Gary schloss mich innig in die Arme, während ich dastand wie ein Ölgötze und die Berührung über mich ergehen ließ wie ein Teenager, der an Weihnachten von seiner alten Tante liebkost und gehätschelt wird.

»Vaughan! Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht. Ich liebe dich, Alter!«

»Du liebst mich?«, stammelte ich. »Dann bin ich dein...? Heißt das, wir sind, äh, *schwul*?«

Die innige Umarmung endete abrupt, und Gary sah zu Bernard. »Nein, doch nicht *so*. Ich liebe dich wie einen Bruder, verstehst du...«

»Du bist mein Bruder?«

»Nein, jedenfalls nicht im wörtlichen Sinne – aber wir sind wie Brüder, du und ich. Gazoody-baby!«

»Was?«

»Gazoody-baby! Das war unser Spruch. Gazoooooooooody-baby! Weißt du nicht mehr?«, sagte er und versetzte mir spielerisch einen Schlag auf den Oberarm, der ziemlich wehtat.

Das also verstand mein Besucher unter Zurückhaltung und Diskretion, worum die Ärztin ihn im Vorgespräch ausdrücklich gebeten hatte. Sie hatte ihn am Telefon gewarnt, ich wisse wahrscheinlich nicht, wer er sei, und könne überaus nervös reagieren, wenn er gar zu plump oder vertraulich auftrete. Gut, dass



John O'Farrell

Der Mann, der seine Frau vergaß

Roman

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47914-6

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2014

Ehemänner vergessen so einiges: die Einkaufsliste, die Schul aufführungen der Kinder, den Hochzeitstag. Aber Jack Vaughan hat sogar vergessen, dass er verheiratet ist. Irgendetwas hat seine Erinnerungen komplett gelöscht: sein Name, sein Beruf, seine Vergangenheit – alles verschwunden. Als er nun der hinreißenden Madeleine begegnet, verliebt er sich Hals über Kopf. Dumm nur, dass es sich bei ihr um seine eigene Frau handelt. Und dass die beiden vor dem Scheidungsrichter stehen. Doch Jack setzt alles daran, seine Vergangenheit zurückzuerobern, vor allem aber seine große Liebe ...